newsletter
Behindertenpolitik
72
Juni 2018

Eine Archäologie des Wissens

Zu dem Buch „Autobiografie und Behinderung“ von Christian Mürner

Wo anfangen, um sich dem neuen Buch über Autobiografien von Autorinnen und Autoren mit Behinderung von Christian Mürner anzunähern? Sollten die literaturwissenschaftlichen oder soziologischen Erwägungen des Autors am Anfang stehen? Viel zu abstrakt! Sollten die Autobiografien selbst den Einstieg bilden? Bei 55 vorgestellten Kurzdarstellungen war dies zu viel! Eine Geschichte herausgreifen? Welche sollte das sein? Was sollte die eine vor den anderen auszeichnen, zumal die vorgestellten AutorInnen unterschiedliche Behinderungen haben. Hilfreich schien mir, die Veröffentlichung als eine „Archäologie des Wissens“ zu verstehen. Das verweist auf den Titel eines anderen Buches von Michel Foucault. Allerdings stehen hier nicht die theoretischen Erwägungen Foucaults im Vordergrund. Vielmehr geht es in den folgenden Ausführungen um die, zugegebenermaßen etwas klischeehafte, Rolle der Archäologinnen und Archäologen, wie sie mühselig im Sande graben, Scherbe um Scherbe freilegen und reinigen, um danach die einzelnen Teile zu einem mehr oder weniger vollständigen Tonkrug zusammenzusetzen.

Diese archäologische Arbeit hat sehr dazu beigetragen, die Kulturgeschichte der Menschheit zu verstehen, ganz im Sinne von Christian Mürner, der die Lebensberichte der behinderten Erzählerinnen und Erzähler als „kulturgeschichtlich relevant“ ansieht. Worin liegt aber das Besondere in den Lebensbeschreibungen der Betroffenen? Zunächst kann generell konstatiert werden, dass es diese überhaupt gibt. Denn normalerweise schreiben Personen Autobiografien, die in irgendeiner Weise gesellschaftlich bedeutsam (gewesen) sind – in der Politik, in der Kultur oder in der ▶

Einzigartige Existenzen

Wer den newsletter länger gelesen hat, weiß, dass wir auf die Berichterstattung über Protestaktionen gegen Diskriminierungen und alltägliche Barrieren achten (siehe Meldung ▶ **S. 8**). Sie sind ohne Gemeinsamkeiten der Beteiligten kaum erfolgreich. Trotzdem sind die Aktiven nicht einfach gleich im Sinne identischer Persönlichkeiten. Im Gegenteil: Menschen mit Behinderungen sind ganz eigene, ja einzigartige Existenzen nicht nur in ihren aktuellen sozialen Situationen, sondern auch in ihren je eigenen Lebenswegen. Biografie ist ein anderes Wort dafür. Ihr ist der Schwerpunkt des vorliegenden newsletters gewidmet.

Ausführlich berichtet Heidrun Sudhoff im Interview mit Erika Feyerabend über markante Stationen ihres Lebens. Sie umfassen einerseits zeitgeschichtliche Zäsuren wie die Endphase des Nationalsozialismus, die 68er Protestbewegung oder die Krüppel/Behindertenbewegung, andererseits auch die persönlich/privaten Entwicklungen, die – außerhalb des Regelfalls – wohl deshalb möglich waren, weil es noch nicht für jede erdenkliche Abweichung eine Klassifikation oder einen kodifizierten Rechtsanspruch gab (▶ **S. 3**).

Es gibt viele dieser einzigartigen Existenzen. Das zeigt uns ein neues Buch von Christian Mürner über „Autobiografie und Behinderung“. Die Zusammenstellung der Lebensschicksale macht Mut, die einzelnen Erfahrungsberichte selbst zu lesen. Denn erst in ihrer Gänze stellen sie einen Erfahrungsschatz dar, den zu heben sich lohnt. Volker van der Locht stellt das Buch vor (▶ **S. 1**).

Die hier angedeuteten Biografien behinderter Menschen können in dem Sinne als gelungen betrachtet werden, weil den Betreffenden die Möglichkeit der persönlichen Entwicklung und Emanzipation geboten wurde. Es gab aber auch Behinderte, die niemals die Chance erhielten, eine einzigartige Existenz zur Vollendung zu bringen. Das betraf besonders die „Euthanasie“-Opfer während des Nationalsozialismus. Ihrer wird im allgemeinen Gedenken an die NS-Opfer kaum gedacht. Dass dies trotz allgemeiner publizistischer Ignoranz geschieht, zeigt ein Bericht von Volker van der Locht über die Verlegung von Stolpersteinen in Essen (▶ **S. 6**).

Biografien sind Details in den großen sozialen Zusammenhängen. Sie entgehen einem aus der Vogelperspektive recht schnell. Es lohnt sich also, genauer hinzuschauen. Vielleicht gibt es die eine oder andere Parallele mit der eigenen einzigartigen Existenz. In diesem Sinne wünschen wir Euch eine anregende Lektüre.

Für die Redaktion
Volker van der Locht

Wissenschaft. In der Regel gibt es unter diesen aber nur sehr wenige Behinderte. Deshalb ist es bemerkenswert, dass Christian Mürner auch solche Autobiografien in seine Sammlung aufgenommen hat, deren Verfasser nicht unbedingt mit Behinderung in Verbindung gebracht werden. Erwähnt seien hier zum Beispiel die Philosophen Karl Jaspers und Paul Feyerabend. In der Mehrzahl der Darstellungen äußern sich jedoch Betroffene, die außerhalb behindertenpolitischer Zusammenhänge wenig oder gar nicht bekannt sind.

Die Lebensberichte vermitteln ein facettenreiches, von Ambivalenzen gekennzeichnetes Bild von Behinderungen in westlichen Gesellschaften. Zum einen untersucht Christan Mürner die Intentionen der Autorinnen und Autoren nach mehreren Kriterien. Information, Dokumentation, Aufklärung, Beispielfunktion, Selbstdarstellung und Selbstzeugnis sind hier Schlüsselbegriffe. Zum anderen nimmt er die Buchgestaltung der Autobiografien in den Blick. Titel, Untertitel, Klappentext, Bilder und Grafiken des Einbands bilden den Gegenstand der Betrachtung. Auch hier werden Behinderungsbilder vermittelt, die nicht von den behinderten AutorInnen, sondern von den Verlagen bestimmt werden, die z.B. möglichst viele Leserinnen und Leser erreichen möchten.

Schon die erste Kurzdarstellung macht den Untersuchungsansatz deutlich. Hier geht es um die Autobiografie von Harold Russell, einem Fallschirmspringer, der durch eine defekte Sprengladung beide Hände verlor. Russell heiratete später, drehte Filme und gewann zwei Oscars. Ein beeindruckender Werdegang, beruflich wie privat, der zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung, Ende der 1940er Jahre, noch mit Behinderungsbildern arbeitete, die heute nicht mehr gehen. So unterschied Russell nach der deutschen Ausgabe von 1950 noch zwischen „(körper-)behindert“ und „(geistig-)verkrüppelt“.

Von daher verdeutlichen die chronologisch angeordneten Lebensbeschreibungen, deren letzte 2017 erschienen ist, das Eingebunden-Sein der AutorInnen in ihre gesellschaftliche Kontexte. Im Gegensatz zum 20. Jahrhundert wird im 21. Jahrhundert zunehmend eine direkte Darstellung des Themas Behinderung und der Autorin/des Autors wegweisend. Sie ist Ausdruck der veränderten Sichtweise, die weniger den Makel oder Abweichung, sondern die Fähigkeiten, Aktivitäten und Werke der Betroffenen in den Vordergrund rücken.

Anhand der Gestaltung in diversen Buchausgaben – als Beispiel möge Harold Russells Veröffentlichung dienen – werden zudem unterschiedliche Behindertenbilder deutlich. Während in der deutschen Ausgabe eine Szene aus einem Film mit Russell als Coverbild gewählt wird (eine Frau legt ihre Arme um seinen Hals), ohne seine Armstümpfe zu zeigen, wird er in der amerikanischen Originalausgabe mit einem aufgeschlagenen Buch in den Handprothesen gezeigt. Während der deutsche Titel „Ein Mann ohne Hände“ heißt, lautet der amerikanische: „Victory in my hands“ (Sieg in meinen Händen).

So könnte man mit weiteren Berichten fortfahren. Das gilt besonders für den vierten Teil, in dem Christian Mürner längere Textpassagen einzelner Autobiografien zitiert, um spezifische Aspekte behinderter Existenz wie „Selbstkritik und Konkurrenz, Selbstverständlichkeit und Ausnahmesituation, Verletzlichkeit und Widerstandskraft“ zu verdeutlichen. Danach diskutiert er im fünften Teil, wie sich die Biografien der behinderten Autorinnen und Autoren mit theoretischen Konzepten wie der Identität, der Verkörperung oder der Ambivalenz einordnen lassen, um im sechsten Teil die Perspektiven, Stile und Standpunkte der VerfasserInnen zu resümieren:

„Dabei lässt sich anhand der Autobiografien die Vielfältigkeit der existenziellen Haltungen erschließen und die Heterogenität, Komplexität und Pluralität dessen, was man zu bestimmten behinderten Protagonisten erfahren kann.“ (S. 198)

Insofern ist Christian Mürners Veröffentlichung eine Einführung in die Lebenswelten von Menschen mit Behinderungen. Sie sollte möglichst viele Leser und Leserinnen zur Lektüre der vorgestellten Autobiografien animieren. Das wird selbst bei dieser exemplarischen Auswahl zumeist nicht möglich sein. Das verweist zurück auf den Anfang der archäologischen Scherbe. So wie die einzelnen AutobiografInnen Scherbe um Scherbe ihres Lebens zusammengesetzt haben, so stellen die vorgestellten Lebensberichte Teile eines größeren Ganzen dar. In der Einzelgeschichte wie in der Sammlung konturiert sich somit immer vollständiger ein Gesamtbild von Behinderungen, das der Metapher des Tonkruges vielleicht nahekommt. Immer unvollständig, aber immer vollständiger, eine nicht endende „Archäologie des Wissens“.

Volker van der Locht, Essen

Christian Mürner:
Autobiografie und Behinderung.
Markante Lebensberichte seit 1950,
Beltz Juventa, Weinheim/Basel, 2018
ISBN: 978-3-7799-3783-8
19,95 Euro

E-Book
ISBN: 978-3-7799-4810-0
18,99 Euro

Außerhalb des Regelfalls

Heidrun Sudhoff ist 1944 mit Osteogenesis imperfecta (OI, Glasknochen) auf die Welt gekommen. Über ihre Erfahrungen spricht unsere langjährige BioSkop-Mitarbeiterin und Fördererin mit Erika Feyerabend.

Wie schwierig war für Deine Eltern 1944 das Leben mit Dir?

Im Kinderwagen ca. 6 oder 7 Jahre alt (1950/51)

Meine Behinderung ist erst offensichtlich geworden, als ich neun Monate alt war. Probleme hatten sie aber schon vorher. Als ich sechs Wochen alt war, wurde unser Haus zerbombt. Die ersten Knochenbrüche brachten mich in die Krüppelanstalt Volmarstein. Heute sind das die Orthopädischen Kliniken. Dort hatte man die Osteogenesis imperfecta schon im Blick. Aber niemand sprach davon. Wahrscheinlich auch, weil ich mit meinen zwölf Pfund und 65 cm Geburtsgröße kein typisches OI-Kind war. Das war mein Glück, denn nach dem Meldegesetz von 1939 hätte mich die Hebamme melden müssen. Viele andere wurden damals versteckt, um einer möglichen Heimunterbringung und Tötung zu entgehen.

Wie bist Du in den 1950er Jahren klargekommen?

Krankenkassen, die Rollstühle und andere Hilfsmittel bezahlen, all das gab es damals nicht. Ich kann mich erinnern, dass ich sehr lange im Kinderwagen gesessen habe. Mein Onkel, der Kupferschmiedemeister war, hat einen Rollstuhl für mich entworfen und in seinem Werk bauen lassen. Das war ein riesen Monstrum. Selbst fahren konnte ich damit nicht. Greifringe, die kannte niemand. Ich kam also alleine nie vom Fleck. Warum mein Onkel den Rollstuhl selbst baute? Meine Mutter sagte, wenn sie zur „Krüppelfürsorge“ gehen würde, dann müsste ich ins Heim. Das wäre tatsächlich so gewesen. Hilfsmittel gab es nur für Heimbewohner/innen. Fortbewegung, das war für mich immer ein großes Thema.

Barrierefreie Schulen gab es zu der Zeit sicher auch nicht?

Ich kam erst mit einer Ausnahmegenehmigung in die dritte Klasse. Die Schule war auf keinen Fall barrierefrei. Meine Eltern mussten unterschreiben, dass sie jegliche Verantwortung übernehmen. Für die Pause durfte ich mir Kinder aussuchen, die bei mir blieben. Um überhaupt in die Schule zu kommen, wurden die großen Jungs beordert, um mich im Rolli raufzutragen. Das fanden alle spannend. Mit den Mitschülern und Mitschülerinnen hatte ich nur die Probleme, die jede so hat. Ich war eben die Exotin. Das wirklich große Problem – mein Leben lang – war die Toilette. Das ging gar nicht und hieß: nicht trinken. Als es um die weiterführende Schule ging, da sagte die Direktorin: Nur in einem gesunden Körper wohnt ein gesunder Geist. Diese Botschaft hat mich mein Leben lang begleitet.

Im Monster-Rollstuhl ca. 1959

Barrierefreie Arbeitsplätze gab es wohl auch nicht?

Den Begriff „Arbeitsamt“ kannte ich nicht. Das lief wieder in Familienhilfe. Mein Vater kannte als Einkäufer im Schwerter Nickelwerk einen Spediteur für Busse und Sattelschlepper. 1958 stand ich dort als Auszubildende vor riesigen Journalen mit Zahlenkolonnen. Das glaubt dir heute keiner: In der Firma gab es keine einzige Rechenmaschine. Ich musste per Kopf rechnen und das war schrecklich. Vor mir saß Fräulein Bahlke mit einer dicken Brille, stechenden Augen, darauf wartend, dass ich mich wieder verrechne. Irgendwann ging das aber nicht mehr, weil ich dort nicht zur Toilette konnte. Der Gag war: Meine Eltern hatten einen Arzt ausfindig gemacht, der angeblich mit ungenießbaren Tees Glasknochen heilen könnte. Ich musste dann auch noch Abführmittel nehmen. Das war eine Tortur.

Die „Korrektur“ Deines Körpers, war das ein Thema?

Meine Oberschenkel sollten begradigt werden, damit ich auf Krücken laufen konnte. Das war

1961. Ein Stück aus dem Oberschenkelknochen wurde rausgesägt und das Ganze auf einen Nagel gefädelt. Der war aber zu lang und stieß an mein Becken. Als ich nach fünfzehn Wochen in Gips in einem ungeeigneten Gehgestell erstmals laufen sollte, ist das vorne weggekippt. Ich landete auf diesem Nagel und lag wieder 25 Wochen im Beckengips. Da war ich siebzehn, ein Alter, in dem man über Tische und Bänke geht. Ich lag in einem Fünf-Bett-Zimmer, ohne Privatsphäre, Tag für Tag, Nacht für Nacht. Aber ich hatte zwei Nachtschränke, ein Radio und einen Plattenspieler. Das war die Zeit des Rock 'n' Roll. Wir haben fetzige Musik gehört und bei uns war Leben in der Bude. Irgendwie muss man das ja aushalten.

Hast Du danach wieder Arbeit finden können?

Wieder über Familienselbsthilfe. Mein Onkel war Sportler, so kam ich in die „Versehrtensportgemeinschaft". Der Vorsitzende war Abteilungsleiter im Rathaus und sagte: Wir brauchen Dich! Er hat mir eine Stelle im Rathaus besorgt. Das war wieder eine riesen Ausnahme. Erst hieß es: Das geht nicht. Aber der Stadtdirektor hat gesagt: Wir werden in diesem großen Gebäude noch ein Platz für das Mädchen haben. Ich kam 1963 ins Bauamt – und die Männer da unten bekamen deshalb eine Toilette mit Wasserspülung und ein Handwaschbecken.

Was hast Du so als junge Frau in Deinem Privatleben gemacht?

Mein richtiger Durchbruch war 1964. Ich hatte in der Reha-Klinik eine behinderte Frau erlebt, die fuhr Auto, eine Isetta. Ich dachte: Ich muss einen Führerschein machen. Mittlerweile konnte ich mit Krücken gehen. Der Amtsarzt wollte das nicht erlauben. Aber ich habe wirklich darum gekämpft – und gespart, obwohl ich in der niedrigsten Gehaltsstufe war. Ich konnte ja nur mit dem eigenen Auto die Führerscheinprüfung machen. Umbauten wie heute, das gab es nicht. Der Sitz wurde mit einem Holzblock erhöht und ich bekam einen Sicherheitsgurt. So was war damals auch noch nicht üblich. Wie ich das gemacht habe, ohne Servolenkung, ohne Bremskraftverstärker, das weiß ich selbst nicht mehr.

Welche neuen Räume hast Du Dir noch erobert?

Hochzeit 22.06.1984

Ich saß irgendwann mit meiner Freundin Brigitta in einer Kneipe. Wir haben rumgesponnen, was wir machen würden, wenn ich im Lotto gewinne. Ich sagte: Dann würde ich das Abitur machen. Brigitta sagte: Dafür brauchst du doch nicht im Lotto zu gewinnen. Wir sind dann beide zur Abendschule gefahren und haben die Fachoberschulreife gemacht. Das war wieder ein passender Satz zur richtigen Zeit, und es hat „Klick" gemacht. Dort habe ich angefangen, mich für Geschichte zu interessieren. Das war ja eine Zeit der Amnesie. Meine Eltern wollten von der Vergangenheit nichts hören. So was wie eine Trotzphase habe ich nie erlebt. Ich war immer abhängig. Als Sachbearbeiterin im Jugendamt konnte ich dann auch erstmals selbständig arbeiten und habe von Lebensverhältnissen erfahren, die ich vorher gar nicht kannte. 1977 lernte ich meinen Mann Thomas kennen. Im Nachhinein denke ich: Thomas hat vielleicht das Leben geführt, das ich gerne gehabt hätte. Er war ein Rebell, in der 68er-Bewegung, hat Häuser besetzt und war nicht behindert.

Wann hast Du Dich behindertenpolitisch engagiert?

Damals gab es noch zwei Kategorien von Menschen: Die Minderwertigen also Behinderten, und die Höherwertigen, also Nicht-Behinderten. 1973 hatte ich Gusti Steiner kennengelernt. Gusti hat mit Ernst Klee zusammen in der ev. Akademie in Iserlohn die Tagung „Behindertsein ist schön" gemacht. Wieso ist Behindertsein schön? Da musste ich hin. Gusti war als Mensch im Rolli aktiv, progressiv. Das war eine Sorte Mensch, die ich gar nicht kannte. Er war nicht kriegsbehindert, er war zivilbehindert, nach den damaligen Kategorien. Er und Ernst Klee, die haben damals sehr viel auf die Beine gestellt. Ich muss aber sagen: Erst wollte ich vom Behindertsein nichts wissen. Es ging bergauf mit dem Beruf, mit der Mobilität. Aber ein Kollege sagte wieder einen passenden Satz: Wer soll uns denn helfen, wenn wir uns nicht selber helfen? Ich habe mich gefragt: Du erwartest jetzt von den Nichtbehinderten, dass die dir gegenüber vorurteilsfrei sein sollen. Wie gehst Du denn mit Behinderten um?

Das war dann der „Klick", der Dich zur Behindertenbewegung brachte?

Mein letztes Auto 2010

Ich bin in den Verein Behinderte und ihre Freunde gegangen. Dort war Dirk Bergen, der lange in Volmarstein lebte und mit Hilfe der Diakonie dann ein eigenes Leben führen konnte. Der Leiter von Volmarstein hatte ihm noch bescheinigt, er könnte, durch die lange Heimsituation, nicht selbständig leben. Das Erlebnis hat mich sehr erschüttert. Ich schnupperte hier und da rein: In Münster in den Club 68. Das war spannend, mit den Studierenden, die mit uns Projekte machten. Die gesellschaftliche Stimmung damals war ja sowieso: Demokratie wagen! Mir war immer wichtig, meine Aus- und Weiterbildung nur nebenberuflich zu machen. So bin ich noch zur Verwaltungsakademie gegangen. Das war für mich genau das, was ich immer gerne haben wollte: wissenschaftliches Arbeiten, ein bisschen Ersatz für Uni.

Später fragt man sich: Wie hast du all das nur geschafft?

Ich war vierzig Jahre jünger. Und ich hatte diesen Spruch „Gesunder Körper und Gesunder Geist“ im Kopf und dachte mir: Das wollen wir doch mal sehen. Hier in Dortmund war ich im Aktionskreis „Der behinderte Mensch in Dortmund“, später im „behindertenpolitischen Netzwerk“. Wir beide haben uns 1989 über die Kampagne gegen Peter Singer, diesen philosophischen Euthanasiebefürworter, kennengelernt und im Anti-Euthanasie-Forum gearbeitet, später im BioSkop. Damals gab‘s kein Internet oder What’s App. Wir haben uns getroffen und Rundbriefe gemacht. Ich erinnere mich noch an einen Text zu den „Einbecker Empfehlungen“ über behinderten Neugeborene, die nicht mehr medizinisch behandelt werden müssten. Die Kritik an dem Papier begründete ein namhafter Vertreter der Selbsthilfe so: Weil wir so fröhliche Menschen wären – was auch von Experten anerkannt werde – hätten wir ein Lebensrecht. Das machte mich wütend: Haben wir das nur, weil wir fröhlich sind?

Später haben sich Deine Schwerpunkte nochmal verschoben?

Ich habe mit 70 noch ein Zertifikat in den Frauenstudien gemacht – mit Immatrikulation, mit Internet, Mails und e-Learning. Am liebsten wäre ich zum Grab dieser Direktorin gegangen, die einen gesunden Geist nur im gesunden Körper wähnte, und hätte ihr am Grab die Zunge herausgestreckt. Aber da komm ich jetzt nicht mehr hin. Vom Autofahren musste ich mich, wie von vielem anderen auch, verabschieden. Ich bin jetzt auf die Schiene angewiesen, und das ist nicht immer so toll.

Was bestimmt heute Dein Leben als behinderte, ältere Frau?

Heute möchte ich das Internet nicht mehr missen. Es gibt Foren, wo ich junge Menschen kennengelernt habe, die mich unterstützen und wieder ganz andere Themen mitbringen. Mein Vater kam mal mit einem schönen Spruch nach Hause: Soll das kurze Menschenleben immer reiche Kraft Dir geben, musst Du jung Dich zu den Alten, alternd dich zur Jugend halten. Wunderbare Freundinnen habe ich auch im Beginen-Wohnprojekt gefunden. Ich lebe in meiner optimalen Wohnung – mit Unterstützung von Freundinnen und bezahlten Assistenten. Ich habe die anderen Zeiten erlebt, wo es verpönt war, sich Hilfe zu holen. Es hätte als Schwäche ausgelegt werden können. Und ich erinnere mich, dass meine Mutter unter der Last zusammengebrochen ist, als sie mich mit einem Gips in ein anderes Bett legen wollte. Deshalb ist es gut, die Last auf mehrere Schultern zu verteilen. Ich muss immer zusehen, dass ich einen Pool mit Menschen habe. Im Alter ist ein großes Problem dazugekommen und für mich Neuland: die Schwerhörigkeit. Der Rolli wird in der Gesellschaft akzeptiert. Aber

Stillleben im Juni 2010

was es heißt, schwerhörig zu sein, da sind noch viele Steine im Weg. Glücklicherweise habe ich eine gute Ärztin, tolle Physiotherapeutinnen und eine verständnisvolle Krankenkasse, die mein ambulantes Leben unterstützen. Früher habe ich immer zu hören gekriegt: Du willst wieder eine Extrawurst gebraten haben. Heute denke ich: Ja, ich lebe außerhalb des Regelfalls. Ich muss eine Extrawurst gebraten kriegen.

Die Fragen stellte Erika Feyerabend

Stolpersteinverlegung für NS-„Euthanasie“-Opfer in Essen

Seit 1996 verlegt der Künstler Gunter Demnig nach ersten „illegalen“ Aktionen kleine Steine in das Pflaster von Bürgersteigen in vielen Städten innerhalb und außerhalb Deutschlands. Die Steine sind mit einer Messingtafel versehen und tragen den Namen eines NS-Opfers. Demnigs Ziel ist, dass die Menschen über die kleinen Messingsteine „stolpern“ und völlig unvorbereitet in ihrem Alltag mit den Schicksalen von Verfolgten aus der NS-Zeit konfrontiert werden. Besonders wichtig ist für ihn, das Gedenken in unsere Lebensmitte zu rücken. Viele Menschen entdecken die Steine denn auch eher zufällig und realisieren teilweise erst durch sie, dass in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft Deportation und Vernichtung stattgefunden hatten.

In Essen betreut der „Historische Verein für Stadt und Stift Essen“ seit 2004 solche Stolpersteinverlegungen. Zumeist erinnern sie an die jüdischen Opfer des Holocaust. In den letzten Jahren kamen aber auch zunehmend weniger beachtete Opfergruppen wie Homosexuelle, Zeugen Jehovas, Roma/Sinti und Kranke/Behinderte hinzu. Das war auch bei der im Mai durchgeführten Verlegeaktion in Essen der Fall. An acht Adressen wurden insgesamt 13 Steine verlegt. In der Mehrzahl handelte es sich um das Gedenken an frühere jüdische EssenerInnen – hier wurden teils zwei bis drei Steine für mehrere Familienmitglieder ins Bodenpflaster eingefügt. Darüber hinaus gab es Stolpersteine für einen christlichen Gewerkschaftsführer, einen katholischen Ordensgeistlichen, sowie zwei „Euthanasie“-Opfer.

Die örtliche Presse der Westdeutschen Allgemeinen und Neuen Ruhr Zeitung widmeten der Stolpersteinverlegung eine gleichlautende ganze Seite. Bemerkenswert war jedoch: Nur auf die jüdischen Opfer wurde eingegangen. Unter dem Titel „Späte Erinnerung an die verlorene Familie“ ging es hauptsächlich darum, dass Angehörige aus Israel, Australien und den USA angereist waren. Dass sie eine so weite Reise auf sich genommen haben, zeigt, welche Bedeutung ein Stolperstein für sie hat – eine späte Genugtuung und Würdigung der vormals verachteten und diskriminierten Familienmitglieder. Auch ein künftiger Besuch in Essen war für einige der Angereisten nicht ausgeschlossen.

Bei der Zeitungslektüre fragt man sich aber, ob es für die Verfasserin der Artikel nicht vorstellbar gewesen ist, dass auch Nachgeborene der anderen Opfergruppen ähnlich empfinden könnten. Das fällt besonders beim Verschweigen der Stolpersteine für die „Euthanasie“-Opfer auf. Beide stammten aus dem Behindertenheim Franz-Sales-Haus, für beide war noch ein weiteres „Selektionskriterium“ entscheidend: der Rassismus. In dem einen Fall handelt es sich um einen jüdischen Behinderten, der im Rahmen der „Erwachseneneuthanasie“ in Hadamar ermordet wurde. Neben den emigrierten Familienmitgliedern gab es Angehörige, die im Holocaust umgekommen sind. Schon hier hätte die Berichterstattung eine Brücke zwischen den verschiedenen Opfergruppen schlagen können – eine Möglichkeit, die vertan wurde.

In dem anderen Fall geht es nach Nazi-Lesart um einen sogenannten „Zigeunermischling“ namens Wilhelm oder Willi Lorbach (siehe Bild). In den einführenden Worten zur Verlegung des Stolpersteins zeigte sich, dass nicht nur Willi ein Opfer war. Vielmehr war die gesamte Familie betroffen. Willis Mutter und älterer Bruder Albert wurden zwangssterilisiert. Seine Schwester Margarete kam wie er ins Franz-Sales-Haus und später in die Kindermordstätte Uchtspringe bei Stendal (Sachsen-Anhalt). Willis Sterbedatum ist dokumentiert, formal

hat seine Schwester überlebt. Sie kam aber niemals zurück in die Familie. Auch über Willis Bruder Albert und dessen weiteres Schicksal ist nichts bekannt. Angesichts dieser Ungewissheiten ist ein öffentliches Zeichen der Erinnerung für Angehörige noch bedeutsamer. Für die örtliche Presse spielten das und die Anwesenheit eines ebenfalls emotional bewegten Angehörigen keine Rolle. Will man/frau sich mit diesen Schicksalen nicht konfrontieren? Sind Behinderte Opfer minderen Wertes? Oder ist es „besser“ so, wenn Behinderte von ihrem „Leid“ erlöst wurden, wie Hitlers sogenannter „Gnadentoderlass“ suggeriert? Solche Argumente sind auch heute noch zu hören. Dem steht entgegen, was über Willi in den Akten steht:

„Willi Lorbach ist ein sonniges, lebhaft, aufgewecktes Kind, das immer zum Scherzen u. Schelmenstreichen aufgelegt ist. Er belebt den Unterricht durch seine witzigen Fragen u. Einfälle und macht sich dadurch zum Freunde aller.“

Solche Notizen der Lebendigkeit widerlegen die NS-Lesart, die Behinderte als „leere Menschenhülsen“ betrachteten. Sie zeigen auch: Der Nationalsozialismus kann nicht auf den Antisemitismus reduziert werden. Er wollte nicht nur den „rassereinen“, sondern auch den „gesunden Volkskörper“ verwirklichen. Jenseits der verharmlosenden und einseitigen Berichterstattung der Essener Presse ist es gerade vielen Essener Jugendlichen zu danken, die sich im Vorfeld der Stolpersteinverlegung um die beiden „Euthanasie“-Opfer bemüht haben. Dies soll an dieser Stelle nochmals gewürdigt werden.

Wer mehr über die beiden Schicksale erfahren möchte, kann dies beim Autor nachfragen oder auf www.bioskop-forum.de abrufen.

Volker van der Locht, Essen

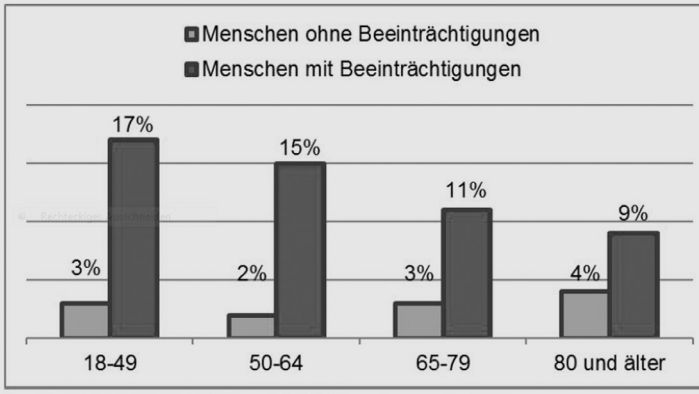
Vergebliche Suche

Sabine Zimmermann, Sozialexpertin der Bundestagsfraktion „Die Linke“, fragte im Mai die Bundesregierung, was über barrierefreie Arztpraxen und Medizinischen Versorgungszentren (MVZ) bekannt ist.

Auf die schriftliche Frage unter der Arbeitsnummer 5/17 antwortete die Bundesregierung: Konkrete Zahlen sind nicht bekannt. Aber auf Grundlage von Daten, die der Kassenärztlichen Bundesvereinigung vorliegen, ist davon auszugehen, dass spärliche 34,2 Prozent der Arztpraxen und 45,9 Prozent der MVZ „mindesten ein Merkmal“ der Barrierefreiheit erfüllen. Das nebulös formulierte Ziel des Nationalen Aktionsplans wird wohl nicht annähernd erreicht: Mit Bezug auf die Behindertenrechtskonvention soll bis zum Jahr 2020 die ärztliche Versorgung „zunehmend“ barrierefrei sein. Von den insgesamt zwölf Kriterien für Barrierefreiheit sind ebenerdige Zugänge oder Fahrstühle am häufigsten erfüllt. Behindertengerechte Parkplätze und Praxisräume sind eher selten anzutreffen. Kaum vorhanden sind flexible Behandlungsvorrichtungen, geschweige denn Informationen in leichter Sprache oder überwundene Kommunikationsbarrieren. Die Bundestagsabgeordnete Sabine Zimmermann findet das zu Recht bedauerlich. So ist die gesetzlich verbriefte, freie Arztwahl für Menschen mit Beeinträchtigung nicht erfüllt. Die linke Parlamentarierin fordert mehr finanzielle Unterstützung für die Praxisinhaber/innen.

Mehr Eigeninitiative von den durchaus gut verdienenden ärztlichen Unternehmer/innen zu erwarten, wäre auch keine überzogene Forderung.

Abbildung 78: Häufige Arztbesuche nach Alter



Quelle: GEDA 2012/2013 (gewichtet); Berechnung des ISG.

Fortschritt im Schneckentempo

Die Sozialexpertin hatte eine ähnliche Anfrage schon im Jahr 2014 gestellt. Damals sah das Ergebnis mit Bezugnahme auf den Teilhabebericht der Bundesregierung zur Lebenslage von Menschen mit Beeinträchtigung nicht viel anders aus. Danach verfügten 15 bis 37 Prozent der Praxen und Praxisräume über einen entsprechenden Zugang, Behinderten-Parkplätze gab es nur bei 2 bis 9 Prozent, adäquate Praxismöbel bei noch weniger der niedergelassen Ärzte. Ein behindertengerechtes WC hatten im Durchschnitt nur 1 bis 7 Prozent. Beim Verband der Ersatzkrankenkassen (vdek-arztlotse.de) kann man den Grad der Barrierefreiheit beim Arztbesuch in der eigenen Kommune abfragen. Für die statistische Auswertung hatte die Stiftung Gesundheit 196.000 Arzt-, Zahnarzt- und psychotherapeutische Praxen angeschaut. Ihr Ergebnis: Lediglich elf Prozent erfüllten drei von den berücksichtigten zwölf Kriterien. Berücksichtigt man noch die regionale Verteilung, dann haben Menschen mit Beeinträchtigungen am ehesten in Städten die Chance, eine wohnortnahe, zugängliche Behandlung zu bekommen. Ganz düster sieht es auf dem Land aus, insbesondere im Osten der Republik.

Erika Feyerabend, Essen

mondkalb

ZEITUNG FÜR DAS ORGANISIERTE GEBRECHEN

Michael Zander, Behindertenaktivist und Dozent für Psychologie an der Hochschule Magdeburg/Stendal veröffentlichte im Mai 2018 einen lesenswerten Artikel im Mondkalb.

Anlass ist kleine Anfrage von Mitgliedern der AfD-Bundestagsfraktion über „Schwerbehinderte in Deutschland“. Insbesondere folgende Fragen sorgten öffentlich für Empörung: „Wie hat sich die Zahl der Behinderten seit 2012 entwickelt (...), insbesondere durch Heirat innerhalb der Familie (...) Wie viele Fälle (davon) haben einen Migrationshintergrund?“

Der Autor begnügt sich nicht mit Empörung und Abgrenzung von der AfD. Er analysiert die überaus erfolgreiche Propagandastrategie der aktuellen rechtskonservativen/rechtradikalen Strömungen, die vom Sozialdemokraten Thilo Sarrazin bis zur AfD reicht. Zander entzaubert den „Mythos der Verwandtenehe“. Er entschlüsselt die ‚exklusive‘ behinderten- und bevölkerungspolitische Programmatik der AfD. Vor allem hält uns Michael Zander ein kaum wahrgenommenes „Politikum“ vor Augen. Eine Quelle der anfragenden AfD-Abgeordneten im Bundestag ist die linksliberale TAZ, in der die Journalistin und ehemalige TAZ-Redakteurin Cigdem Akyol mehrfach „das Leben mit behinderten Kindern als Horrorstory“ erzählt. Sein Resümee: Die rechtsradikale AfD verbreitet ihre Ideologie nicht im luftleeren Raum, sondern kann an weit verbreitete, abwertende Überzeugungen anknüpfen. Solche „Einstellungen sind allerdings keine Erklärung, sie sind vielmehr selber erklärungsbedürftig. Sie verweisen auf die Folgen einer zunehmenden ökonomischen und gesellschaftlichen Spaltung, die zu Entsolidarisierung führt und feindselige, sozialdarwinistische Einstellungen begünstigt.“

https://mondkalb-zeitung.de/im-geist-isoliert-behindertenfeindlichkeit-bei-der-afd-und-in-der-taz/

Behinderten-Proteste in Polen

Nach Berichten des MDR haben seit dem 18. April Eltern mit ihren behinderten Kindern den Sejm, das polnische Parlament, besetzt. Sie fordern mehr staatliche Unterstützung. Konkret demonstrierten sie für einen Zuschuss von umgerechnet etwa 120 Euro pro Monat – zusätzlich zur Sozialrente und Pflegebeihilfe von zusammen etwas mehr als 210 Euro. „Dann wären die behinderten Menschen immer noch am Existenzminimum, aber immerhin. (...) Dann müssten viele auch nicht mehr in Heimen leben, sondern kämen alleine klar“, äußerte die Sprecherin der Protestierenden, Iwona Hartwich, die mit ihrem behinderten Sohn Kuba im Parlamentsgebäude ausharrte. Hartwich hielt die Journalisten während der Besetzung täglich auf dem Laufenden.

Die BesetzerInnen erhielten enormem Zuspruch. Denn auch draußen auf den Straßen demonstrierten Eltern mit ihren gehandicapten Kindern für mehr Hilfe. Am 12. Mai nahmen sie beim „Marsch für die Freiheit“ in Warschau teil. Prominente Unterstützung erhielten sie von Lech Walesa. Am 21. Mai besuchte Polens Ex-Präsident und Begründer der Gewerkschaft Solidarnosc die Gruppe der Unbeugsamen im Sejm. Das verschaffte den Protestierenden zusätzliche Medienpräsenz, denn der Zugang für Journalisten zum Sejm wurde einige Tage nach Beginn der Besetzung stark eingeschränkt.

Der Protest richtet sich gegen die Politik der regierenden nationalkonservativen Partei Recht und Gerechtigkeit (PiS). Sie bietet lediglich Sachleistungen wie Rollstühle an. Bei der Forderung nach mehr Pflegegeld geht es den Betroffenen um ein Stück Selbstbestimmung. Einen ersten kleinen Erfolg konnten sie mit ihren bisherigen Protesten verbuchen: Die Sozialrente wird ab September um 60 Euro angehoben – auf etwa 250 Euro. Ihre Forderung nach einem monatlichen Pflegezuschuss von 120 Euro bleibt (noch) unerfüllt. Nach 40 Tagen verließen die BesetzerInnen das Parlament unter dem Jubel hunderter Unterstützer. Es sei eine Entscheidung des Verstandes und für die Gesundheit ihrer Kinder gewesen, sagte Iwona Hartwich auf einer Kundgebung. „Wir haben über 40 Tage hinweg die Verachtung der Regierung gesehen. Sie will der schwächsten Gruppe der Gesellschaft nicht helfen.“

Volker van der Locht, Essen

Mehr Infos unter: https://www.mdr.de/heute-im-osten/proteste-behinderte-sejm-polen-100.html

Impressum

Newsletter Behindertenpolitik Nr. 72
(erscheint als Beiheftung von BIOSKOP Nr. 82)

Redaktion und Mitarbeit:
Volker van der Locht (viSdP), Erika Feyerabend, Heidrun Sudhoff

Redaktionsadresse:
Finefraustraße 19, 45134 Essen
Tel. 02 01 / 43 09 2 55
E–Mail: volkervanderlocht@t–online.de

Druck:
Zeit-Druck-Thäns, 35083 Wetter